

Triumph des Herzens

DIE LIEBE CHRISTI DRÄNGT UNS

PDF - Familie Mariens

17. Jg (V) 2009

Nr. 97

Karitas ist empfangene und geschenkte Liebe.

*Als Empfänger der Liebe Gottes
sind die Menschen ... dazu berufen,
selbst Werkzeuge der Gnade zu werden,
um die Liebe Gottes zu verbreiten.*

Aus der Enzyklika Caritas in Veritate

Nicht aus eigener Kraft

Welch beglückende Motivation die Liebe ist, welch ungeheure Kraft zum Handeln sie verleiht, weiß jeder, der schon einmal verliebt war. Nichts ist dann zu schwierig und zu anstrengend. Im Gegenteil, geradezu beschwingt nimmt man dem Geliebten sogar Lasten ab und ist selbst zu großen Opfern gerne bereit.

Doch niemand kann sich lange auf so einem „Höhepunkt“ halten. Aus eigener Erfahrung weiß jeder, wie schnell einem diese menschliche Liebe „ausgeht“. „Ich habe einfach keine Liebe mehr“, hat wohl jeder von uns schon einmal gesagt. Woher aber die Liebe nehmen, wenn man sich im wahrsten Sinne des Wortes „lieblos“ erlebt? Spätestens dann ist es an der Zeit, zu Dem zu gehen, bei Dem diese Liebe von so ganz anderer Art immer zu finden ist.

Liebe Freunde, beim Lesen dieser Ausgabe des Triumph des Herzens „Die Liebe Christi drängt uns“ werdet ihr Heiligen begegnen und Menschen, wie wir es sind. Auch sie kamen an ihre Grenzen, resignierten jedoch nicht, sondern wurden zu demütig Bittenden, zu Anbetern vor dem Allerheiligsten, wo die göttliche Liebe wohnt.

Um diese göttliche Liebe, die der große

Völkerapostel Paulus in seinem „Hohenlied der Liebe“ so schön beschrieb, verwirklichen zu können, müssen wir sie uns schenken lassen. Nur einem Gott unendlicher Liebe konnte es „einfallen“, Sich in der Hl. Eucharistie zum Geschenk zu machen und sogar „essen“ zu lassen.

Wenn wir auf diese einfache Weise Gottes Herz in uns aufnehmen, wird Er auch uns immer mehr mit Seiner Sehnsucht erfüllen, anderen zu helfen und sie zu trösten.

Gottes Liebe inspiriert, drängt und befähigt nicht nur Heilige wie Vinzenz von Paul und Josef Cottolengo durch konkrete Situationen und Umstände zu großen Werken und Gründungen. Auch uns können die unzähligen Herausforderungen des Alltags zu Möglichkeiten werden, in denen wir sagen: „Aus Liebe zu Dir, Jesus, und in Deiner Kraft!“

Dies bestätigt auch Mutter Teresa: Beim Besuch Papst Pauls VI. 1965 im Sterbehause schenkte er ihr jenen Wagen, den er für seine Indienreise vom amerikanischen Volk bekommen hatte. Anstatt ihn weniger gewinnbringend zu verkaufen, versteigerte sie ihn. Mit dem Riesenerlös konnte ein Leprakrankenhaus gebaut werden. Auf die Frage ihres Biographen Navin Chawla „Wie

kamen Sie nur auf die Idee mit der Versteigerung?“
antwortete sie ihm: „Wenn Sie beten, werden Sie
auch solche Einfälle haben!“

Nehmen wir uns so liebebeefüllte Menschen zum
Vorbild und fragen wir uns, wie wir ganz konkret
in unserer Umgebung, in der Familie oder am
Arbeitsplatz die tätige Nächstenliebe leben
können! Beim Jüngsten Gericht, von dem Jesus
in Kapitel 25 des Matthäusevangeliums spricht,
wird uns Gott nur nach der Liebe beurteilen:

„Dann wird der König denen auf der rechten
Seite sagen: Kommt her, die ihr von meinem
Vater gesegnet seid ... Denn ich war hungrig,
und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war
durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben;
ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich
aufgenommen; ich war nackt, und ihr habt mir
Kleidung gegeben; ich war krank, und ihr habt
mich besucht; ich war im Gefängnis, und ihr
seid zu mir gekommen ...

Der hl. Vinzenz von Paul

*„Seht, wie sie einander lieben!“, hieß es schon von den Urchristen in Jerusalem.
Sieben Diakone sorgten damals für die gerechte Verteilung der Güter,
so dass allen alles gemeinsam war. Ja, die tätige Nächstenliebe, die Caritas,
gab es seit den Anfängen des Christentums immer in der Kirche, gemäß dem Wort
des Herrn: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr
mir getan.“ Einer, der die Caritas im Frankreich des 17. Jahrhunderts
mit organisatorischem Talent in großem Stil aufbaute, war Vinzenz von Paul.
Er gilt als Patron aller karitativen Einrichtungen, und jedes seiner zahllosen Werke
hätte genügt, um seinen Namen unvergesslich zu machen.*

Das Credo

Auch wenn später Könige bei Vinzenz von Paul
(1581-1660) beichteten und Rat suchten, eine
ganze Priestergeneration spirituell von ihm
geformt wurde, zahlreiche Heilige aus seinen
Orden hervorgingen und ihm ganze Provinzen
ihre Rettung vor Hunger und Pest verdankten,
hatte der gebürtige Bauernsohn in jungen Jahren
nur eine gutbezahlte Pfarrstelle, Titel, Ansehen
und Karriere im Kopf. Doch je mehr der
mittellose Priester Reichtum und Ehre nachjagte,
umso mehr zerschlugen sich all seine Pläne.
So kam der 28-Jährige schließlich 1609 mit
einem Schuldenberg nach Paris, wo ihn das Pech
weiter zu verfolgen schien, sich in Wirklichkeit
aber seine Bekehrung anbahnte. Vinzenz von

Paul wurde öffentlich des Diebstahls angeklagt
und bis in höchste Kirchenkreise verleumdet.
Ein halbes Jahr lang schwieg, litt und betete
er, bis sich endlich seine Unschuld erwies.
Dieses Vorkommnis war wie eine innere
Reinigung für ihn, die dazu beitrug, dass er alle
Karrieregedanken ablegte und in kurzer Zeit ein
vorbildlicher Priester wurde.

Kaum ging es Vinzenz nur mehr um Gottes
Ehre, erhielt er 1610 einen gesicherten
Posten bei Königin Marguerite de Valois. Als
Almosengeber verteilte er in ihrem Auftrag ein
Drittel ihres Vermögens unter die Armen und
besuchte die Kranken in den Hospitälern. Auf
diese Weise wuchs Vinzenz in die eigentliche

Sendung seines Lebens hinein.

Am Hof der hochgebildeten, gläubigen Königin, an dem die besten Wissenschaftler, Künstler und Kirchenfürsten ihrer Zeit ein und aus gingen, lernte er einen berühmten Theologen kennen, der seit langem an schweren Glaubenszweifeln litt. Als alle Gespräche mit dem leidenden Mitbruder keine Besserung brachten, bot Vinzenz Gott seinen eigenen Glauben für ihn an. Schlagartig fand der Theologe daraufhin zum Glauben zurück. Vinzenz selbst aber wurde nun von solchen Anfechtungen gegen den Glauben niedergedrückt, dass er sich das Credo auf einen Karton schrieb, den er von da an wie ein Schild auf dem Herzen trug. Immer wenn die Prüfung besonders stark wurde, legte er seine Hand in einem Glaubensakt auf das handgeschriebene Credo.

Drei Jahre trug Vinzenz unbemerkt an dieser geistigen Last, bis er die wunderbare Erfahrung machte, dass seine Glaubenszweifel immer dann abnahmen, wenn er sich liebevoll eines armen Kranken annahm. Schließlich machte er ein Gelübde, an dem er bis zu seinem Tod festhielt. „Mein ganzes Leben will ich ganz dem Dienst an

den Armen widmen“, versprach er und konnte von diesem Moment an wieder frohen Herzens glauben.

Mit 32 Jahren wurde Vinzenz von Paul Erzieher der Söhne des ebenso reichen wie frommen Grafen Gondi, der Oberbefehlshaber der französischen Flotte und Galeerengeneral war. Dort lernte er auf dessen Besitzungen die schreiende Armut und religiöse Verwahrlosung der französischen Landbevölkerung kennen.

„Eines Sonntags, als ich mich für die Hl. Messe ankleidete, überbrachte man mir die Nachricht, in einem abgelegenen Hof, etwa eine Viertelstunde entfernt, läge eine ganze Familie in unsäglicher Not krank danieder. Das ging mir sehr nahe, und in der Predigt empfahl ich sie den Gläubigen so sehr, dass Gott ihre Herzen rührte.“ Gleich am Nachmittag eilten Scharen von Menschen mit Lebensmitteln zum abgelegenen Gehöft. Vinzenz, der die Lage sofort erfasste, organisierte daraufhin, dass nun regelmäßig jemand Essen zu den Kranken brachte. So klein begann sein erstes Hilfswerk, der „Karitasbund“, der sich in Windeseile über ganz Frankreich ausbreitete.

Allen alles werden

Diese Not und zahllose andere Missstände waren Vinzenz von Paul immer ein Wink Gottes, um zur Tat zu schreiten. So war es auch, als er 1619 von Graf Gondi zum Seelsorger der Galeerensträflinge ernannt wurde. Ehe die Kriminellen auf die Galeeren kamen, hielt man sie oft monatelang in Pariser Gefängnissen wie Tiere in dunklen, fauligen Zellen. Mit Ungeziefer bedeckt und von Ratten geplagt, kauerten sie dort, in schwere Ketten gelegt, auf feuchtem Stroh, das sie in ihrem Hunger sogar aßen. Halb wahnsinnig vor Angst verstümmelten sich viele von ihnen eigenhändig, um für die Galeeren unbrauchbar zu sein. Der Heilige war erschüttert über solch grauenhafte Zustände.

Die Gefangenen ihrerseits konnten es kaum glauben, als sie der einfache Priester besuchen

kam, sie lächelnd „seine Kinder“ nannte, ihnen die Wunden verband und Essen brachte. Bald sorgte er auch für eine menschenwürdige Unterkunft, in der er Räuber und Mörder pflegte, tröstete und unterwies. Anfangs schüttelte die Pariser Gesellschaft darüber nur den Kopf. Als sich jedoch immer mehr Sträflinge, die jeglichen Glauben an Gott verloren hatten, bekehrten, wurde Vinzenz von Paul bald bei Hof als „Charmeur de tigres“, als „Bezauberer von Tigern“ bewundert. „Erst wenn ich ihre Schmerzen mitlitt, für ihr Unglück Mitleid hatte und ihre Ketten küsste, hörten sie mich an und priesen Gott“, bezeugte Vinzenz. Nicht lange, und es wurde beim Adel Mode, sich davon im Kerker selbst zu überzeugen - was Vinzenz seinerseits gleich erfinderisch nutzte, um die von

Mitleid gerührten Damen für ein Hilfswerk für Gefangene zu gewinnen.

Als Seelsorger besuchte der Heilige auch Tausende Galeerensträflinge auf den Schiffen, hörte geduldig ihre Klagen an, küsste ihre rasierten Schädel und tröstete alle mit Worten von einer Milde, die schließlich jeden erweichte. Solange er auf den Galeeren war, wagte kein Aufseher zu fluchen oder die Sträflinge zu schlagen. Von innerer Glut gedrängt, ließ sich der Heilige sogar einmal anstelle eines verzweifelten Familienvaters an die Ruderbank ketten. Erst nach Wochen wurde der heimliche Tausch entdeckt, und noch im Alter waren tiefe Beinwunden stumme Zeugen dieses freiwilligen Sklavendienstes.

„Wenn Gott unseren ersten Missionen einigen Segen gegeben hat, so nur, weil wir allen Menschen gegenüber freundlich, demütig und herzlich gehandelt haben“, erklärte Vinzenz von Paul bescheiden.

Tatsächlich konnte niemand seiner liebenswürdigen Art widerstehen. So klopfte er auch stets erfolgreich bei Anna von Österreich, der Mutter des späteren Sonnenkönigs Ludwig XIV., an, wenn er Hilfe brauchte für seine Findelkinder- oder Irrenfürsorge, für sein Bettler- oder Flüchtlingswerk, für Schulen, Krankenhäuser, Altenheime oder für sein neu

gegründetes Priesterseminar zur Erneuerung des Klerus.

Einmal auf den Gängen des Schlosses wies er lächelnd auf die kostbare Halskette der Königin und bat: „Majestät, können Sie nicht bewirken, dass diese Steine sich in Brote verwandeln?“ Die Königin verstand, löste die Kette vom Hals, und in kürzester Zeit war die Verwandlung geschehen! Insgesamt ging die ungeheure Summe von 50 Millionen Goldfranken durch die Hände des „Vaters der Armen“, und es erstaunt nicht, dass sein Herz, das dem demütigen und sanftmütigen Herzen des Herrn so ähnlich wurde, bis heute unversehrt ist und als kostbare Reliquie in der Rue du Bac in Paris, im Mutterhaus der Vinzentinerinnen, verehrt wird.

Vinzenz von Paul, dessen gütige und heitere Ausstrahlung alle faszinierte, hatte von Natur aus eine eher herbe und melancholische Veranlagung:

„Ich war stachelig wie eine Brombeerstaude. So wandte ich mich an Gott und bat Ihn inständig, mir dieses trockene, abstoßende Wesen zu nehmen und mir einen freundlichen, milden Geist zu verleihen. Durch die Gnade Gottes habe ich mein finsternes Wesen ein wenig abgelegt.“

Das Haus der göttlichen Vorsehung

Mitten im Stadtkern Turins wirkte Josef Benedikt Cottolengo (1786-1842) in der Corpus-Domini-Kirche als beliebter Beichtvater und eifriger Seelsorger.

Vor allem konnte sein freigiebiges Herz den Armen nichts abschlagen, die zu lieben ihn seine Mutter schon von klein auf gelehrt hatte.

Doch im Letzten blieb das Priesterleben Cottolengos unerfüllt.

Als ruhelos Suchender zog er sich immer mehr zurück. Skrupel und Depressionen plagten ihn, bis er schließlich eine Biographie des hl. Vinzenz von Paul las.

Die Nächstenliebe dieses Karitasapostels begeisterte ihn ganz neu, doch in seiner Schwermut hatte er selbst noch keine Kraft zu solch tätiger Liebe.

Dazu bedurfte es in seinem Leben eines dramatischen Eingriffes.

Herr, was möchtest Du von mir?

Dieser ereignete sich am 2. September 1827, als der 41-Jährige von der Corpus-Domini-Kirche zur sterbenden Johanna Gonnet gerufen wurde, die in einem Stall einer nahen Gastwirtschaft lag, wohin die Stadtwache gewöhnlich obdachlose Kranke und lästige Betrunkene brachte. Die 35-Jährige war mit ihrem Mann und den drei Kindern von Mailand nach Lyon unterwegs gewesen, als sie, vom Fieber geschüttelt, dringend ärztliche Hilfe brauchte.

Im Krankenhaus hatte man sie jedoch wegen ihrer fortgeschrittenen Schwangerschaft abgewiesen, da das Schreien eines Neugeborenen stören würde. Im Entbindungsheim wiederum hatte sie keine Aufnahme gefunden, weil sie fieberkrank war. So musste der herbeigeeilte Cottolengo hilflos zusehen, wie die junge Mutter nach dem Empfang der Sterbesakramente im elenden Unterschlupf starb und wenige Minuten darauf ihr neugeborenes Mädchen.

Erschüttert kehrte er zurück zur Kirche, fiel vor dem Tabernakel auf die Knie und betete: „Warum, Gott, hast Du mich zum Zeugen gemacht? Was möchtest Du von mir? Ich muss etwas tun, damit sich so eine Tragödie nicht wiederholt!“ Nach kurzer Zeit ließ er die Glocken läuten, zündete beim Marienaltar alle Kerzen an, stimmte zum Erstaunen der herbeigeeilten Leute die Lauretanische Litanei an und rief freudestrahlend: „Die Gnade ist erschienen! Die Gnade hat gesiegt! Gepriesen sei die Heilige Jungfrau!“ Nun wusste er um Gottes Plan! Von jetzt an sollte er sich um jene kümmern, für die niemand sorgte. So begann Cottolengos großartiges Werk, für das ihm noch 15 Lebensjahre blieben.

Voll neuem Elan mietete er ohne Geld in der Tasche drei Zimmer. Ein Beichtkind bezahlte die ersten fünf Betten, und Cottolengo war voll Vertrauen: „Die göttliche Vorsehung besorgte uns die Betten, also wird sie auch für die Kranken sorgen.“ Drei Jahre später konnten schon über 200 Kranke versorgt werden, wobei ein Arzt und ein Apotheker unentgeltlich halfen.

Als jedoch die Cholera ausbrach und Nachbarn das kleine Hospital als „Seuchenherd“ verklagten, musste Cottolengo es nach vier Jahren schließen. Er aber verlor die Zuversicht nicht und meinte lächelnd: „Kohlköpfe müssen umgepflanzt werden, wenn sie besser wachsen sollen.“

Nur sieben Monate später eröffnete er 1832 im Vorort Valdocco das „Kleine Haus der göttlichen Vorsehung“, die „Piccola Casa“, mit zwei Zimmern, einem Stall und einer Scheune und hängte als Erstes über der Pforte ein Schild auf mit seinem Wahlspruch: „Die Liebe Christi drängt uns!“

Vier Wochen nach dem Einzug war das „Kleine Haus“ schon hoffnungslos zu klein. Doch in kurzer Zeit gelang es Cottolengo, eine angrenzende alte Hutfabrik und umliegende Häuser zu erwerben. Damals prophezeite er seinen ersten Helfern: „O, das ist nur ein kleiner Anfang, und das ‚Kleine Haus‘ wird groß sein! Es gleicht einem Senfkörnlein, dessen Bestimmung es ist zu wachsen und zu einem großen Baum zu werden. Es wird die Zeit kommen, da in diesen Räumen Tausende das Brot der göttlichen Vorsehung essen werden.“ Und so kam es trotz Widerständen, Spott und Verleumdungen. „Ich bin nur ein Handlanger der göttlichen Vorsehung, von der ich fester überzeugt bin als vom Dasein der Stadt Turin“, sagte Cottolengo stets bescheiden von sich und gründete - gedrängt und inspiriert von der Notwendigkeit - immer „neue Familien“, wie er die Häuser für seine „geliebten Kinder und Perlen“ nannte: die mittellosen Kranken und die alten Leute, die Waisen, Blinden, Taubstummen, Epileptiker, Behinderten und psychisch Kranken. Gleichzeitig rief er zu deren Pflege und geistlichen Betreuung etwa 15 „religiöse Familien“ ins Leben, darunter mehrere kontemplative Anbetungsgemeinschaften und eine Priesterkongregation.

Daneben halfen seit Beginn unzählige Freiwillige mit, u. a. Don Bosco, der als junger Priester erst seit kurzem in Turin war und später selbst in Valdocco den Salesianerorden gründen sollte. Auf Einladung Cottolengos diente er ab 1841 den Kranken als Beichtvater und betreute invalide Kinder. Als der 26-Jährige wieder einmal aushalf, befühlte Cottolengo seine Soutane und meinte scherzend: „Dieser Stoff ist zu leicht. Schauen Sie sich nach einem strapazierfähigeren um, denn viele Jungen werden sich an diesem Gewand festhalten.“

Nie wurde der heilige Gründer müde, seinen geistigen Kindern zu wiederholen: „Was für die Armen gegeben wird, muss auch sofort für sie ausgegeben werden. Wenn wir etwas zurückhalten, schickt uns die Vorsehung nichts mehr, weil sie weiß, dass wir noch etwas haben.“ Blieben einmal die nötigen Mittel aus, ließ er sofort im ganzen Haus nach dem Grund suchen. Fand sich tatsächlich ein freies Bett, mussten sich Helfer gleich auf die Suche nach einem Kranken machen. Erst wenn das Bett belegt war oder ein andermal die letzten Reste von Lebensmitteln oder Medikamenten verschenkt waren, trafen neue Gaben ein.

Nach dem Motto „Wir haben nur auszuteilen, was die Vorsehung uns heute schickt, und nicht an den morgigen Tag zu denken“, verteilte Cottolengo jeden Abend, ehe er schlafen ging, als Ausdruck des Vertrauens alles restliche Geld. „Seid sicher“, pflegte er zu sagen, „dass die göttliche Vorsehung niemals fehlen wird. Sie hat noch nie bankrott gemacht. Ihr ist es nicht schwerer, 5000 Menschen zu ernähren als 500. Wenn etwas fehlt, dann kann es nur an unserem Mangel an Vertrauen liegen.“ Darum verlor Cottolengo, wenn Sorgen und Gläubiger ihn bedrängten, nie seine Heiterkeit. Allerdings betete er dann oft ganze Nächte durch, immer überzeugt: „Das

Gebet ist die erste und wichtigste Aufgabe in der Piccola Casa“, sozusagen der Schlüssel zur Schatzkammer der göttlichen Vorsehung.

So kam es, dass er gerade bei Engpässen noch stärker vertraute, erst recht viele arme Bittsteller aufnahm, Verträge für neue Häuser machte und einmal sogar den Bau eines Frauenspitals beginnen ließ, obwohl gerade zu dieser Zeit keine finanzielle Hilfe in Aussicht war. „In der Piccola Casa geht es vorwärts, solange sie nichts besitzt. Sie wird nach meinem Tod ohne Schulden sein“, sagte er über deren Entfaltung richtig voraus. Nach dem Tod des 56-jährigen Gründers erließen tatsächlich alle Gläubiger ihre Geldforderungen, und heute, fast 170 Jahre nach dem Tod des Heiligen, bestehen weltweit über 100 „Zweigstellen“.

In Turin selbst wurde die Piccola Casa zu einem 90 000 m² großen Stadtteil mit Kliniken, modernen Labors und Therapiezentren. Die Wäscherei allein misst einen Hektar, und die Küchen entsprechen zwei riesigen Bahnhofshallen. Von dort aus werden auch täglich 500 Obdachlose gespeist, wie sie schon damals Cottolengo jeden Tag um sich gesammelt hatte, um ihnen das Evangelium vorzulesen und sie dann mit Brot und Suppe zu bedienen.

Wie in der Gründerzeit besitzt die Piccola Casa bis heute kein Kapital, keine gesicherten Einkünfte, keine Subventionen und auch kein Budget. Sie lebt ganz aus Gottes liebender Vorsehung! Hier werden etwa 15 000 Mittellose gratis beherbergt, behandelt und betreut. Dabei darf nicht vergessen werden, dass neben den 2000 Cottolengoschwestern auch alle Ärzte, Therapeuten und Freiwilligen unentgeltlich arbeiten - entsprechend der Lebensregel ihres heiligen Gründers: „Die Liebe Christi drängt uns.“

Eine Nothelferin unserer Zeit

Emma Üffing (1914-1955), die spätere sel. Sr. Maria Euthymia, stammt aus dem westfälischen Ort Halverde/D. Mit 20 Jahren trat sie in Münster bei den Clemensschwwestern ein. Diese verinnerlichte Seele glänzte nie durch auffallende Charismen und Ekstasen, vielmehr lag ihre Stärke im ganz Unscheinbaren:

im Dienen und Schweigen, im Zuhörenkönnen, Sichmitfreuen und Mitfühlen.

Doch so verborgen Sr. Euthymia auch lebte, nach ihrem Tod wurde sie bald zu einer bekannten Fürsprecherin. Im Archiv des Mutterhauses sind 150 000 Briefe und Karten aus aller Welt aufbewahrt, die von Heilungen, Bekehrungen und Hilfe verschiedenster Art berichten. Insgesamt geschahen über 45 000 Gebetserhörungen auf die Fürbitte dieser überaus beliebten deutschen Seligen.

Der Engel der Liebe

Elf Jahre lang wirkte Sr. Euthymia ab 1936 als hingebungsvolle Krankenschwester im Vinzenz-Hospital in Dinslaken. Obwohl sie erst Anfang 20 war, erreichte sie bald Unglaubliches. Kranke, die 30, 40 Jahre Gott und der Kirche ferngestanden hatten, fanden durch sie zurück zu Gott. Sie selbst schrieb: „Die arme, kranke Welt, wie sehr ruft sie nach unserer Hilfe. Nichts darf uns zu schwer werden, kein Misserfolg uns abschrecken. Wohl kommen hier und dort Opfer vor, doch die Liebe ist stärker und überwindet alles. Es ist ja alles für den großen Gott!“

Als Isolierstation diente im Krieg eine Holzbaracke, wo oft die Mehrzahl der 50 Patienten Kinder waren. Während häufiger Fliegeralarme trug die Schwester die Kleinen unermüdlich in die Luftschutzräume und half ihnen durch Spielen, Erzählen und Beten über alle Ängste hinweg. „Tante Timi“ nannten die Kinder sie liebevoll. Eine Gehilfin Sr. Euthymias bezeugte: „Sie erteilte ihre Aufträge stets in Form einer Bitte. Ihr stilles, ruhiges Wesen, ihre feine, mustergültige Art haben auf mich einen unvergesslichen Eindruck gemacht. Man musste sie gernhaben! Sie war mir der Weg zum

Ordensberuf.“

Die St.-Barbara-Baracke wurde 1943 zur Station für Kriegsgefangene mit ansteckenden Krankheiten. Sr. Euthymia hatte die Verantwortung für die bis zu 80 schweren Fälle, die meist halbverhungert, verlaust und verdreckt ankamen. „Der Engel der Liebe“, wie man sie bald nannte, war für alle da.

Eine Mitschwester sagte: „Immer hatte sie noch ein Plätzchen. Sie richtete Lagerstätten auf Liegestühlen und Matratzen in den Trümmern und auf den Fluren ein.“ Oft kam die erstaunte Frage: „Woher weiß Sr. Euthymia schon wieder, dass Russen angekommen sind?“, wenn sie ungerufen mit warmen Decken bereitstand. Ja, ihre mitleidvolle Liebe spürte intuitiv, wo Not herrschte. Ihrem Bruder Hermann schrieb sie: „Könnte man doch all diesen Armen die Mutter ersetzen, damit sie sich nicht ganz so verwaist vorkommen! Viel und große Liebe will ich ihnen entgegenbringen!“

Wie gut ihr das gelang, daran erinnerte sich der französische Häftling Léon Clémont: „Die liebe kleine Sr. M. Euthymia empfing mich wie eine Mutter. ‚Meine lieben Kranken‘, sagte sie

gern. Oft hörte ich sie für uns Gefangene beten, ‚denn‘, so sagte sie, ‚es tut weniger weh, wenn man den Herrn bittet.‘ Sie war von grenzenloser Güte gegenüber fremdem Leid. Sie hatte das Herz einer Heiligen. Indem sie uns eine sehr große, wohlwollende Liebe erwies, war sie vor allem unseren russischen Brüdern Wegweiser. Ich habe mit eigenen Augen die wirkliche Rückkehr dieser Männer zu Gott gesehen, den sie nicht genug kannten, zu Gott, den nur Sr. Euthymia sie so lieben lehren konnte.“ Auch nachdem Euthymias Bruder in Russland gefallen war, änderte sie ihre liebevolle Haltung den russischen Gefangenen gegenüber nicht, getreu dem Vorsatz: „Wer Menschen gewinnen will, muss sein Herz zum Pfand geben.“

Wie selbstverständlich schleppte sie zusammen mit dem ihr zugeteilten Hilfspfleger, dem französischen Gefangenen Pfarrer Emile Eche, die Kranken treppauf, treppab und notierte auf einem Zettel in ihr handgeschriebenes Gebetbuch: „Herr, hilf mir, denn ich brauche Kraft, die selbst im Weinen noch ein Lächeln schafft! Herr, gib mir Kraft mit auf den Weg und ein Lächeln und einen nimmermüden festen Schritt!“

Über zwei Jahre hatte Pfarrer Eche ihr Vorbild vor Augen: „Es war ihre Mission, durch ihre ganze Lebensweise Christus zu verkünden. Manche haben sie im Sterben ‚Mutter‘ genannt, denn sie war durch ihre christliche Liebe eine Quelle des Friedens. Lächelnd trug sie ihr Kreuz der beinahe ununterbrochenen Karfreitage.“

Bei einem Bombenangriff wurde Dinslaken 1945 zu 85 Prozent zerstört, und so auch das Vinzenz-Hospital. Man übertrug Sr. Euthymia die Verantwortung für die Wäscherei. Als sie, die mit Leib und Seele Krankenschwester war, von der unerwarteten Versetzung hörte, wurde sie blass, fing sich aber rasch und sagte ruhig: „Es ist gut so. Wenn die Oberen meinen, dass ich das kann, geh’ ich ins Waschhaus. Es ist ja alles für den großen Gott.“

Drei Jahre später sandte Mutter Ottokara die 33-Jährige für denselben mühsamen Dienst nach Münster ins Mutterhaus und in die

Raphaelsklinik: „Dort muss eine Schwester hin, die in außerordentlichem Maß den Frieden liebt.“ Als der Chefarzt in Dinslaken davon erfuhr, meinte er der Oberin gegenüber: „Die kleine Schwester, die Sie sich von uns geholt haben, hätten Sie uns auch lassen können. Die kleine Heilige konnten auch wir gebrauchen.“

Die Arbeit inmitten von Wäschebergen, bei stickiger Luft und scharfem Geruch war hart. Eine Pflegeschülerin erzählte: „Es ging so viel Liebe und Fröhlichkeit von ihr aus. Oft, wenn mir jetzt etwas schwerfällt, sehe ich plötzlich das Gesicht der Schwester vor mir, das immer feucht war vom Schweiß. Nie hat sie uns eine Bitte abgeschlagen. Es waren keine großen Dinge, die sie tat. Aber gerade die kleinen, die niedrigsten Verrichtungen haben diese Schwester in den Augen aller, die sie kannten, so lieb und wert gemacht. Ich selbst wünsche mir einen ganz kleinen Teil vom Wesen Sr. Euthymias.“

Manche Mitschwestern stießen sich jedoch an ihrer schier grenzenlosen Hilfsbereitschaft: „Seien Sie doch nicht überall so entgegenkommend, und gewöhnen Sie nicht jeden und alle daran, dass ihre Wünsche immer erfüllt werden!“ Schweigend nahm Sr. Euthymia die Kritik hin, um dann am Abend, nach hartem Arbeitstag, ganz allein den Geschirrabwasch für jene Schwestern zu übernehmen, die zum Singen in den Mutterhauschor gehen wollten. „Das kann ich wohl!“, hatte sie einer jeden wiederholt, die sie um diesen Gefallen bat.

Die Kraft für ihre ungezählten Liebesdienste holte sich Sr. Euthymia aus dem Gebet. Das bezeugte Mutter Ottokara: „Ich weiß, dass sie nach dem Grundsatz arbeitete: ‚Alles aus Liebe und in Vereinigung mit Jesus!‘ Wurde es ihr körperlich schwer, die nasse Wäsche in die Maschinen zu füllen, so betete sie halblaut: ‚Lieber Jesus, komm, hilf mir!‘“ Sonntags verbrachte sie ihre wenigen freien Stunden anbetend vor dem Tabernakel, wo sie geistig auftankte, denn sie wollte ja „dem Heiland Freude machen, immer, immer!“

Als im Juli 1955 bei Sr. Euthymia Krebs festgestellt wurde, waren die Ärzte erschüttert

zu erfahren, dass sie bis jetzt gearbeitet hatte. „Manchmal konnte ich fast nicht mehr von einer Waschmaschine zur anderen gehen“, gestand Sr. Euthymia und begab sich von der Wäscherei

direkt in den 3. Stock auf die Krankenabteilung, wo sie die letzten acht Wochen sehr litt. Still starb die erst 41-Jährige mit den Worten: „Lieber Heiland, nimm mich hin!“

„Die Slum-Schwester“

*40 Jahre lang wirkte Mutter Teresa ungeachtet aller Unterschiede von Kasten, Nationen, Kulturen und Religionen getreu ihrem Motto:
„Alles, was wir tun, Gebet, Arbeit, Leiden, tun wir für Jesus und mit Jesus. Wir dienen Ihm und lieben Ihn in den Armen.“*

Mutter Teresa, die nach ihren ersten Rundgängen durch die Straßen Kalkuttas bald überall die „Slum-Schwester“ genannt wurde, erzählte beim Berliner Katholikentag 1980 die eindruckliche erste Begegnung mit einer Sterbenden aus ihrer Anfangszeit:

„Vor 30 Jahren, als ich in den Straßen Kalkuttas mit Jesus allein umherging, fand ich eine Frau, die, von Ratten und Ameisen halb zerfressen, mit Schmutz bedeckt und voller Würmer, vor dem Campbell-Krankenhaus lag. Ich konnte sie nicht anschauen, sie nicht berühren und auch nicht näher treten, sondern ich lief weg. Im Weglaufen betete ich aber zu Unserer Lieben Frau: ‚Maria, meine Mutter, gib mir ein Herz so rein und so schön, so rein und so makellos, so

voller Liebe und Demut, dass ich fähig werde, Jesus zu empfangen, Jesus zu berühren, Jesus zu lieben in diesem zerstörten Körper.‘

So ging ich zurück, hob sie von der Straße auf und wusste, dass Er es war, der Herr, den ich da aufhob. Das war das Zeichen, dass Christi Liebe größer ist als meine Schwäche. Ich trug sie zum Krankenhaus, wo man sie nicht aufnehmen wollte und schließlich nur deshalb auf eine Matratze auf dem Fußboden legte, weil ich so hartnäckig war. Ein paar Stunden später starb die Frau.

Damals beschloss ich, einen Ort für Sterbende zu suchen und mich dort selbst um sie zu kümmern. Hätte ich diese Sterbende damals nicht aufgelesen, wäre unsere Kongregation daran gestorben.“

Der Ort des reinen Herzens

In Kalkutta, mitten im Hindutempelbezirk Kalighat, wurde Mutter Teresa 1952 von der Stadtverwaltung ein an den Tempel der Göttin Kali angrenzendes Gebäude überlassen, wo sie ihr Sterbehaus einrichtete, das später weltweit bekannt wurde.

Sie berichtete oft bei ihren öffentlichen Reden: „Einmal habe ich einen Mann aus einem offenen Abwasserkanal gezogen, dessen Leib mit

Wunden übersät war, aus denen Würmer kamen. In Nirmal Hriday begann ich ihn zu waschen und seine offenen Stellen zu verarzten. Dabei verfolgte er mit halbgeschlossenen Augen jede meiner Bewegungen, ohne zu klagen. ‚Leidest du sehr?‘, fragte ich ihn. ‚Ja‘, erwiderte er leise und fügte hinzu: ‚Aber ich bin glücklich, denn ich habe nie in einem Haus gewohnt. Ich habe wie ein Tier gelebt, doch jetzt, umgeben von so viel

Liebe, werde ich sterben wie ein Engel.“
Dort im Sterbehaus ist es still und sauber, und die Schwestern predigen einzig durch ihre Tat. Als ein Atheist einmal unbemerkt eine Schwester längere Zeit beobachtete, die sich eben eines von der Straße hereingetragenen Sterbenden annahm, war

der unbekannte Beobachter so getroffen, dass er zu Mutter Teresa sagte: „Ich kam gottlos hierher. Doch ich durfte die Liebe Gottes mit eigenen Augen erleben durch die Hände dieser Schwester, durch ihre Zärtlichkeit und Liebe für einen armen Kranken. Ja, Mutter, jetzt glaube ich!“

Die Hl. Eucharistie, unsere Kraftquelle

Obwohl Mutter Teresa seit Beginn ihres Armenapostolates all die Jahrzehnte innere Dunkelheit durchlitt (vgl. Triumph des Herzens Nr. 89), klammerte sie sich mit aller Macht an Jesus und sagte: „Die Hl. Messe ist die geistige Nahrung, die mich erhält. Ich könnte nicht einen einzigen Tag oder eine Stunde meines Lebens ohne sie sein. In der Hostie sehe ich Christus in Brotsform, in den Slums sehe ich Ihn in der jammervollen Gestalt der Armen, in den zerstörten Körpern, in den Kindern und in den Sterbenden.“ Deshalb stellte sie 1975 auch nur eine einzige Bedingung, als sie im muslimischen Staat Jemen eingeladen wurde, eine Missionsstation zu eröffnen: „Wir kommen, wenn ein Priester bei uns sein darf, um täglich die Hl. Messe zu feiern. Sonst können wir nicht durchhalten.“

Sie erhielt die Genehmigung, und ihre Schwestern nahmen die Arbeit unter Leprakranken auf. Ein muslimischer Mufti sagte darüber: „All die Jahre glaubte ich, Jesus sei nur ein Prophet wie Mohammed. Aber nun wurde ich davon überzeugt, dass Jesus Gott sein muss, wenn Er Schwestern zu so großer Liebe zu den Ärmsten

befähigt.“

Eine andere Erfahrung machte Mutter Teresa in Indien: „Ich ging mit einigen Schwestern zum Eucharistischen Kongress. Auf der Straße sah ich zwei Sterbende, eine Frau und einen Mann. Ich blieb stehen und sagte zu den Schwestern: ‚Geht zum Kongress, ich bleibe hier und stehe ihnen bei.‘ Viele waren mir böse, weil ich nicht kam. Doch ich sagte ihnen später ganz ruhig: ‚Ich bin weggegangen, um Christus in Form des Brotes anzubeten, fand Ihn aber auf der Straße in Form der beiden Sterbenden. Ich blieb stehen, um Ihn anzubeten.‘“ Auch ihre jungen Schwestern ermutigte sie oft: „Wenn ihr wirklich in der Liebe wachsen wollt, dann geht zur Hl. Eucharistie, haltet Anbetung.“ Früher hielten wir in unserer Kongregation wöchentlich eine Stunde Anbetung. 1973 beschlossen wir, jeden Tag eine Stunde Anbetung zu halten. Wir haben viel Arbeit. Doch seit wir jeden Tag Anbetung halten, ist unsere Liebe zu Jesus inniger geworden, unsere Liebe füreinander verständnisvoller, unsere Liebe zu den Armen mitfühlender, und die Zahl der Berufungen hat sich verdoppelt.“

Nicht für eine Million Dollar!

Im Jahr 1957 begann sich Mutter Teresa mit ihren Schwestern um Aussätzige zu kümmern, die wegen ihrer Krankheit Familie, Zuhause, Freunde und Arbeit verloren hatten. In der Nähe von Kalkutta, in Titagarh, eröffnete sie

auf einem verwilderten Grundstück unter einem Baum ihre „erste Praxis“, die bald zu ihrer „mobilen Poliklinik“ auf einem Lastwagen und schließlich zum ersten von mittlerweile über hundert modernen indischen Zentren wurde,

in denen jährlich nahezu 200 000 Patienten behandelt werden. Lepra kann ja inzwischen gestoppt und sogar geheilt werden!

Damals sagte ein amerikanischer Journalist, der ihr zusah, wie sie einen stark verstümmelten Leprakranken versorgte: „So etwas würde ich nicht einmal für eine Million Dollar tun!“ - „Auch ich würde es nicht für eine Million Dollar tun!“, entgegnete sie lächelnd „aber ich tue es aus Liebe zu Gott. Dieser Arme, der leidet, ist für mich der Leib Christi.“

Diesen Ausgestoßenen wollte Mutter Teresa von Anfang an „das Gefühl vermitteln, auch nützlich zu sein“. Deshalb standen in Titagarh bald Dutzende Webstühle, an denen Leprakranke die weißen Saris mit den blauen Kanten woben, von denen in einem Jahr 4000 Stück ihren Weg zu den Missionarinnen der Nächstenliebe fanden.

Vor allem der Besuch Papst Pauls VI. machte Mutter Teresas Wirken in den sechziger Jahren weithin bekannt. Immer mehr Menschen boten ihre Hilfe an, von denen - wie Mutter Teresa feststellte - „in Kalkutta der Großteil Nichtchristen sind. Einmal kamen z. B. Studenten, alle waren Hindus, die Geld für meine Armen brachten, das sie sich anstelle der Siegestrophäen bei einem Sportwettbewerb ausbezahlen hatten lassen. - Ein andermal war es ein erst vierjähriger Hindujunge, der mich lehrte, wie man mit großer Liebe liebt. Ich weiß nicht wie, aber der Kleine hatte im Kindergarten erfahren, dass ich im Heim keinen Zucker für die Kinder hatte. Zu Hause sagte er zu den Eltern: ‚Ich will drei Tage keinen Zucker essen. Ich lege ihn für Mutter Teresa zur Seite.‘ Nach den drei Tagen kam er in Begleitung seiner Eltern zu unserem Haus. In der Hand ein kleines Säckchen mit seinem aufgesparten Zucker, stand er vor mir. Diese großherzige Geste jenes vierjährigen Hindus, der kaum meinen Namen aussprechen konnte, überzeugte mich, dass jede Gabe, die wir aus Liebe zu Gott geben, sofort unendlichen Wert bekommt.

Ähnlich war es mit einem neuvermählten Paar, das mir eine ansehnliche Summe übergab und erklärte: ‚Vor zwei Tagen haben wir geheiratet. Doch schon zuvor hatten wir uns entschlossen, auf kostbare Saris und auf das Hochzeitsmahl zu

verzichten, um Ihnen das Geld für Ihre Armen zu bringen.‘ Auf meine Frage ‚Warum habt ihr das nur getan?‘ erhielt ich die überraschende Antwort: ‚Wissen Sie, unsere gegenseitige Liebe ist so groß, dass wir sie mit den Armen teilen wollten. Das war eine unbeschreibliche Freude für uns.‘“

Diese Erfahrung der Freude des Teilens machte auch eine reiche Hindufrau. Sie bot Mutter Teresa ihre Hilfe an, gestand ihr aber gleichzeitig: ‚Wissen Sie, luxuriöse Saris bezaubern mich. Jeden Monat kaufe ich mir einen neuen.‘ „Und in der Tat“, so stellte Mutter Teresa nüchtern fest, „sie trug einen kostbaren Sari für 800 Rupien. Im Vergleich dazu kostete meiner nur knapp acht Rupien. Da sammelte ich mich einen Moment und bat die Gottesmutter, mich doch zu inspirieren, um dieser reichen Hindufrau die für sie beste Antwort geben zu können, wie sie an unserer Mission mitwirken könnte. Es kam mir der Gedanke, ihr zu sagen: ‚Mir scheint, das Allerbeste wäre, Sie würden mit dem Sari beginnen: Kaufen Sie doch das nächste Mal statt einen um 800 Rupien einen um nur 500 Rupien und für die übrigen 300 Rupien Saris für die Armen.‘ So kam es, dass diese reiche Hindu ihre Ausgaben so sehr reduzierte, dass sie bis auf 100 Rupien herunterkam. Dieses Faktum, so gestand sie mir, habe ihr ganzes Leben verändert: ‚Heute verstehe ich wirklich, was es heißt zu teilen. Ich habe den inneren Eindruck, viel mehr bekommen zu haben, als ich gab.‘“

An folgende Begebenheit erinnerte sich Mutter Teresa auch immer gern. Eines Abends im Mutterhaus wollte ein Bettler unbedingt persönlich mit ihr sprechen: ‚Der Arme bat nicht um Essen oder Almosen. Nein, er wollte mir seine Tageseinnahmen, ein paar Münzen in einer Metallschale, schenken, kaum zwei Rupien. Ich zögerte kurz und dachte: ‚Nehme ich an, wird er heute Abend hungern müssen, lehne ich ab, verletze ich seine Gefühle.‘ So nahm ich die Gabe an, und der Bettler küsste mir vor Freude die Hand. Ich wusste: Er hat mir alles gegeben, was er besaß. Für mich war dieses Geschenk mehr wert als der Nobelpreis und alle anderen Auszeichnungen, die ich je bekam.‘“

Kalkutta ist überall!

Als Mutter Teresa 1979 im Namen der Armen den Friedensnobelpreis entgegennahm, kam sie in ihrer Rede auf jene „Lepra des Westens“ zu sprechen, der sie in den Wohlstandsländern überall begegnete: „Die Armut des Westens ist viel schwieriger zu beseitigen. Ein Mensch, der ausgeschlossen ist, der sich unerwünscht und ungeliebt fühlt, ein Mensch, der von der Gesellschaft verstoßen wurde, diese Armut ist so schmerzhaft, so schlimm! Diesen Hunger nach Liebe müssen Sie und ich aufspüren, vielleicht sogar im eigenen Haus!“

Dann berichtete sie, wie sie in einem Altenheim beobachtet hatte, dass alle Bewohner immerzu nur auf die Tür starrten: „Auf meine Frage ‚Wie kommt das und warum lächeln sie nie?‘ antwortete eine Pflegerin: ‚Sie hoffen, dass ein Sohn oder eine Tochter sie besuchen kommt. Sie sind verletzt, weil man sie vergessen hat.‘ Und ich sah, hier ist Liebe gefragt. Vielleicht gibt es ja in unserer eigenen Familie jemanden, der sich einsam fühlt, der krank ist, der Sorgen hat. Sind wir dann zur Stelle, um ihn anzunehmen?“

Eine unvergessliche Begegnung hatte Mutter Teresa diesbezüglich auch, als sie in London ein reicher Mann auf der Straße bat, ob sie nicht ihre Schwestern zu ihm nach Hause schicken könnte. Das alte Ehepaar war zwar reich, aber niedergedrückt von einer beängstigenden Einsamkeit. Da begann Mutter Teresa mit einsamen alten Menschen Gesprächsgruppen zu bilden: „Die Schwestern lassen sie einfach reden, reden und reden und hören zu. Ja, es ist eine schöne Sache, jemandem Gehör zu schenken, dem niemand zuhören möchte!“

Oft erzählte Mutter Teresa auch von einem einsam-verwahrlosten Mann in Rom, dem ihre geistigen Töchter die Wohnung putzten, ihn badeten und für ihn kochten: „Doch die Schwestern brachten kein einziges Wort aus dem alten Mann heraus. Auch an den folgenden

drei Tagen blieb er bei ihrem Besuch stumm, bis er sie schließlich doch um etwas bat: ‚Da ich nun gesehen habe, dass ihr Gott in mein Leben gebracht habt, so bringt mir jetzt auch einen Priester.‘ Und jener Mann, der seinen Mund nur für diesen einen einzigen kurzen Satz geöffnet hatte, beichtete. Er war katholisch und hatte seit 60 Jahren nicht mehr das Beichtsakrament empfangen. Am nächsten Morgen starb er sehr ruhig!“

Mit den Jahren kamen die Missionarinnen der Nächstenliebe auf alle Kontinente. In Australien hatten sie im „Haus der Barmherzigkeit“ in Melbourne einmal einen Alkoholiker aufgenommen, der seit Jahren arbeitslos und zu einem Auswurf der Gesellschaft geworden war. Nach einigen Wochen einer Entziehungskur war er wie ein neuer Mensch und sagte zu den Schwestern: „Eure Liebe hat mir bewusst gemacht: Gott liebt mich!“ Dann ging er heim zu seiner Frau und seinen Kindern und suchte sich eine Arbeit. Nach vier Wochen brachte er den Schwestern seinen ersten Monatslohn mit den Worten: „Verwendet dieses Geld, um auch anderen die Liebe Gottes zu zeigen, so wie ihr es mit mir gemacht habt.“

Ein andermal erhielt Mutter Teresa den Brief eines Brasilianers in hoher Position: „Er schrieb mir, wie er seinen Glauben an Gott ganz verloren hatte und dann auch seine Arbeit, so dass er Selbstmord als einzigen Ausweg sah. In der Zeit kam er an einem Elektrogeschäft vorbei und sah zufällig auf einem Bildschirm, wie unsere Schwestern im Sterbehäus die Kranken und Sterbenden pflegten. Nachdem er dies gesehen hatte, so schrieb er mir, fiel er auf die Knie und begann nach vielen Jahren erstmals wieder zu beten. Gleichzeitig fasste er den Entschluss, zu Gott zurückzukehren und auch den Menschen wieder Vertrauen zu schenken. Das Erlebte hatte ihn davon überzeugt, dass Gott die Welt auch heute noch liebt.“

Eine überraschend schnelle „Antwort“

*Emanuela Ruggeri und Marco Ballabene aus Riccione (Italien)
durften erleben, wie Gott sie auf außergewöhnliche Weise erhört hat.*

*Sie sind überzeugt, dass ein Liebesopfer -
auch wenn es vor den Augen der Welt verborgen bleibt -
zu den machtvollsten Taten der Nächstenliebe gehört.*

Vor fünf Jahren verliebte sich Marco in seine heutige Ehefrau Emanuela, als sie in der gemeinsamen Gebetsgruppe ein Zeugnis über die Bedeutung des Leidens in ihrem Leben ablegte. Emanuela hatte ihre schwerkranke Mutter bis zu ihrem Tod gepflegt. In einem anonymen Brief drückte Marco ihr seine große Wertschätzung und Liebe aus: „Mir scheint, ich kenne Dich schon ein Leben lang, auch wenn ich Dich noch nie angesprochen habe ... In dieser schmerzvollen Situation fühle ich mich Dir ganz besonders nahe ... Du bist für uns alle ein Beispiel und eine Bestätigung für das, was wirklich ist, auch wenn wir es nicht sehen: Jesus ... Ich bete oft, dass Du glücklich wirst, und vor allem bitte ich Gott, dass Er mir die Möglichkeit geben möge, Dich näher kennenzulernen ...“ Auf diesen Moment musste Marco jedoch noch lange warten, denn Emanuela war so kurz nach dem Tod ihrer Mutter noch nicht fähig, eine Freundschaft einzugehen. Sie verstand zwar bald, wer der anonyme Verfasser dieses Briefes war, doch gab sie ihm keine Möglichkeit, sich mit ihr bekannt zu machen.

Mit der Zeit überwand Emanuela den Schmerz der Trauer und stellte Gott aufrichtig die Frage, welchen Plan Er mit ihrem Leben habe. „Ich spürte ganz klar, dass ich mein Leben mit jemandem teilen möchte und wurde mir meiner Berufung zur Ehe sicher. Wie durch Zufall las ich erneut den Brief, den Marco mir vor drei Jahren geschrieben hatte. Doch dieses Mal war ich von seiner echten, reinen Liebe, die mein Glück suchte, tief berührt. Obwohl ich drei Jahre nichts von mir hatte hören lassen, fühlte ich mich plötzlich gedrängt, ihm mit einer SMS für seine

Bereitschaft zu danken, mich auf meinem Weg zu begleiten. Da es jedoch noch andere gab, die ich mir als Ehepartner hätte vorstellen können, bat ich Gott um ein Zeichen: Er möge an einem bestimmten Tag jenen Mann zur Hl. Messe kommen lassen, den Er für mich bestimmt hat. Das war Marco.“

Am 29. September 2007 gingen sie dann zum ersten Mal allein ans Meer und beteten dort den Rosenkranz. Als nach dem ersten Geheimnis ein Feuerwerk begann, war das für beide wie eine Bestätigung für das, was sie in diesem Augenblick innerlich erkannten: Gott hatte sie zusammengeführt. Sie weihten ihre Freundschaft der Gottesmutter und entschieden sich, die Verlobungszeit rein und keusch zu leben - bis hinein in ihre Gedankenwelt und die Art und Weise, Zärtlichkeit auszudrücken. Bald aber erlebten sie, wie dieser Vorsatz zu einem großen Kampf wurde und wie schwierig er zu verwirklichen war. Während des gemeinsamen Rosenkranzgebetes kam ihnen schließlich die Idee, ihr Ringen Gott als Opfer für ihre Nachbarin Claudia anzubieten.

Claudia lebte bereits 20 Jahre mit ihrem heutigen Ehemann zusammen. Vor sechs Jahren hatten sie zwar kirchlich geheiratet, waren aber dennoch vom Glauben und der Kirche weit entfernt. In ihrem großen Schmerz, keine Kinder bekommen zu können, dachte Claudia nun an eine künstliche Befruchtung, auch wenn dies von Seiten der Kirche nicht erlaubt ist.

Nachdem Emanuela und Marco Gott ihr Liebesopfer angeboten hatten, änderte Claudia jedoch plötzlich ihre Einstellung und war nach einigen Gesprächen bereit, ihr Vertrauen ganz auf

Gott zu setzen. Und Er enttäuschte sie nicht! Am 8. Dezember 2008, dem Fest der Immaculata,

kam sie in Erwartung, und am 10. September 2009 wurde ihre Tochter Aurora geboren.

Drei Neupriester für die Kirche

„Gott zeigt uns mit jedem Neupriester, dass Er die Menschen liebt und sie retten will.“

Mit diesen hoffnungsvollen Worten begann S. E. Erzbischof Mauro Piacenza, Sekretär der Kleruskongregation, seine beeindruckende Predigt in der Basilika Santa Maria Maggiore in Rom.

Durch die Auflegung seiner Hände weihte er am 27. Juni 2009 - im Jahr des Priesters, das Papst Benedikt XVI. bis zum Herz-Jesu-Fest 2010 ausgerufen hat - drei Diakone der Familie Mariens zu Priestern:

P. Patrick Maria Cahill aus Irland, P. Van Marie Boni von der Elfenbeinküste/Afrika und P. Karol Mária Mikloško aus der Slowakei.

Als Ausdruck ihrer Dankbarkeit für Euer Gebet und Eure materiellen Gaben, mit denen Ihr, liebe Leser, die drei Neupriester in den Jahren ihrer Ausbildung begleitet habt, möchten sie Euch etwas über ihren Berufungsweg erzählen.

Am Ziel und doch am Beginn

P. Karol Mária Mikloško

Wer nicht dabei war, kann sich die Freude und Dankbarkeit nur schwer vorstellen, die ich erlebte, als ich am 27. Juni zusammen mit meinen beiden Mitbrüdern P. Van Marie und P. Patrick Maria zum Priester geweiht wurde.

Ich bin in Nitra (Slowakei) in einer Zeit geboren, in der man als Christ das kommunistische Regime noch sehr zu spüren bekam. Meine Eltern waren gläubig, aber unsere Familie musste für ihren Glauben bezahlen: Meine Mutter durfte an keiner öffentlichen Schule unterrichten, und mein Vater hatte keine Chancen, an seiner Arbeitsstelle aufzusteigen. Ich bin überzeugt, dass in diesem stillen, aus Liebe zu Gott ertragenen Leiden der Samen für meine Berufung liegt.

Da mein Onkel Priester ist, war mir der Gedanke an ein gottgeweihtes Leben schon

als Kind vertraut. Ich träumte davon, irgendwo in der Slowakei eine Pfarrei zu haben, ein Auto, einen Hund ... denn das alles hatte mein Priesteronkel.

Als Jugendlicher änderten sich natürlich meine Interessen: Ich war leidenschaftlicher Fußballer und Gitarrenspieler, zeichnete gerne und liebte Sprachen. Obwohl ich mich am Ende meiner Schulzeit entschlossen hatte, Architektur zu studieren, dachte ich immer wieder auch an die Möglichkeit einer Berufung. Doch das würde bedeuten, auf Frau und Kinder zu verzichten, was ich mir nur schwer vorstellen konnte, denn mir gefielen die Mädchen.

In dieser Zeit half mir meine leibliche Schwester, Sr. Lydia, sehr, die bereits in unserer Gemeinschaft war. Sie betete viel für mich

und riet mir, für meine Entscheidung Gott um Hilfe zu bitten. Sie sagte mir, es sei nicht ausschlaggebend, ob ich Priester werde oder Familienvater, ausschlaggebend sei nur, dass ich mit Jesus entscheide. So betete ich jeden Tag in diesem Anliegen ein Geheimnis des Rosenkranzes, und nach vier Monaten schenkte mir Gott Klarheit: In einer Hl. Messe wurde das Evangelium von der Brotvermehrung gelesen, bei dem berichtet wird, wie sich die Jünger kurze Zeit nach dem Wunder bereits wieder Sorgen machten, weil sie kein Brot mehr hatten. Da tadelte Jesus sie mit den Worten: „Versteht ihr

immer noch nicht?“ Diese Frage traf mich wie ein Blitz. Und ich verstand: Mit Jesus kann ich nichts „verlieren“! In diesem Moment war ich mir der Güte Gottes und Seiner barmherzigen Liebe so sicher wie noch nie. So entschied ich mich, ein halbes Jahr später nach Italien zu gehen und in die Familie Mariens einzutreten.

Nun - nach neun Jahren spiritueller Formung und Studium - bin ich Priester. Zum einen bin ich am Ziel, zum anderen bin ich am Beginn. Deshalb möchte ich Euch alle bitten, uns weiterhin mit Eurem Gebet zu begleiten, damit wir Priester nach dem Herzen Jesu und Mariens werden können.

„Nur die Liebe schulde ich jedem ...“

P. Van Marie Boni von der Elfenbeinküste, Afrika

Ich war zwölf Jahre alt, als mir zum ersten Mal jemand die Frage stellte: „Warum möchtest du Priester werden?“ Darüber hatte ich bisher nie nachgedacht, obwohl ich schon seit Jahren diesen Wunsch in meinem Herzen trug. Nach einer kurzen Stille antwortete ich damals: „Um das Evangelium zu verkünden.“ Für mich als Kind war ein Priester zuerst einmal dazu da, den Menschen durch sein gelebtes Beispiel und seine Worte die Frohe Botschaft Jesu zu bringen.

Im selben Jahr vertraute ich meiner Tante, die Ordensschwester ist, den Wunsch an, in ein Seminar einzutreten. Leider war dies wegen verschiedener Umstände nicht möglich. Es folgten acht schwere Jahre voller Zweifel, in denen meine Sehnsucht nach dem Priestertum ein wenig abnahm.

Am 15. August 1997 - ich war 19 Jahre alt - klopfte der Herr bei einem charismatischen Gebetstreffen erneut unüberhörbar an mein Herz. Am selben Tag traf ich die Entscheidung, auf den Ruf Gottes zum Priestertum zu antworten. Immer tiefer verstand ich nun, was es für mich heißen wird, das Evangelium zu predigen: Allen zuzurufen, dass Gott die Liebe ist. Er erwartet von uns, dass wir einander lieben, wie Er uns liebt und Seinen Frieden und Seine Freude

ausstrahlen. Diese Liebe war es, die mich dazu drängte, zu meiner Berufung ja zu sagen. Als Motto wählte ich die Worte aus dem Römerbrief: „Ich möchte niemandem etwas schuldig bleiben, nur die Liebe schulde ich jedem ... Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses“ (vgl. Röm 13,8.10). Zwei Monate später entdeckte ich in der Bibliothek meiner Tante Régine eine Biographie des vietnamesischen Redemptoristen Marcel Van. Dieser Heilige faszinierte mich, denn in seinem Leben sah ich mein Motto konkret verwirklicht. Welche Freude war es für mich, als ich Jahre später völlig unerwartet den kleinen Van als besonderen Schutzpatron für mein Priestertum erhielt!

Im Jahr 2000 traf ich P. Paul Maria, der mir meine Berufung bestätigte. So kam ich nach Rom, um dort die Zeit der spirituellen Formung zu verbringen. Mit einer feierlichen Weihe an das Makellose Herz Mariens trat ich nach drei Jahren in die Gemeinschaft Familie Mariens ein. Nach Abschluss meines Philosophie- und Theologiestudiums an der päpstlichen Universität Gregoriana ging am 27. Juni dieses Jahres endlich der größte Wunsch meines Lebens in Erfüllung: marianischer Priester, Missionar und Apostel der Barmherzigkeit zu werden.

Die entscheidende Wende in meinem Leben

P. Patrick Maria Cahill

Nach meinem Schulabschluss 1997 begann ich an der Universität Limerick Ingenieurwesen zu studieren: neue Freunde, neue Erfahrungen, neue Probleme. Ziemlich schnell wurde mir klar, dass ich mir eigentlich etwas ganz anderes vom Studentenleben erwartet hatte. Die Herausforderung des Studiums war dabei das kleinste Problem. Schlimmer war, dass ich mich fehl am Platz fühlte. Bei allem, was ich tat, blieb immer nur eine große Leere in mir. Unterricht, Nachtlokale, Alkohol ... Das konnte nicht das Leben sein, von dem ich mir Freiheit und Selbstverwirklichung versprochen hatte!

In dieser Zeit lernte ich zwei Mädchen kennen, die mir halfen, meine wirklichen Ideale zu finden. Eine von ihnen war Sr. Veronika aus der Familie Mariens, die hier in Irland ein Semester Englisch studierte. Mit ihrer lebensfrohen Art und großen Natürlichkeit lebte sie einen so authentischen Glauben, wie ich es nie zuvor gesehen hatte.

Die zweite war Catherine. Wir verliebten uns, und das Leben bekam für mich einen neuen Sinn. Während ich darüber nachdachte, ob ich das Studium aufgeben sollte oder nicht, kam mir ganz überraschend neben der Möglichkeit, Ingenieur zu werden, erstmals der Gedanke: Und Priester? Doch ich wollte diese Stimme nicht hören. Denn eine Berufung zum Priestertum hätte für mich bedeutet, Catherine aufgeben zu müssen. Da ich damals die Bedeutung des Zölibates noch nicht verstand, war für mich dieser Schritt unvorstellbar. So suchte ich eine Kompromisslösung: Ich wollte Religionslehrer werden und so etwas Gutes für Gott tun.

Die Freundschaft mit Catherine war sehr bereichernd für mich. Wir beteten miteinander, sprachen über alles und waren in derselben Gebetsgruppe. Ich ging mehrmals während der Woche zur Hl. Messe, aber gleichzeitig war mein Leben voller Aktivitäten, die eigentlich in vielem nicht mit den Glaubensgrundsätzen

übereinstimmten: Rockmusik, Bars, Filme etc. Mit all dem Lärm schaffte ich es, die innere Stimme zu übertönen und ein Doppelleben zu führen.

Als P. Paul Maria 1998 bei uns in Irland Einkehrtage hielt, begegnete mir in ihm ein Priester, der seine Berufung nicht nur am Altar lebte, sondern immer - in einer einfachen Unterhaltung in gleicher Weise wie bei einem geistlichen Gespräch. Das beeindruckte mich sehr. Etwas Ähnliches erlebte ich, als ich bei einer Medjugorje-Pilgerfahrt einen Seminaristen der Familie Mariens, heute P. Maximilian, kennenlernte. Wieder kam der Gedanke in mir auf: „Könnte das Priestertum doch eine Möglichkeit für mich sein?“ Aber ich war noch nicht bereit für eine Entscheidung.

Dann kam der 28. November 1999. Catherine und ich kamen gerade nach einem gemeinsamen Abend nach Hause zurück, als sie mich plötzlich fragte: „Ist mit Dir alles okay, Paul?“ - „Warum?“ Dann sagte sie jene Worte, die meinem Leben die entscheidende Wende gaben: „Denkst du daran, Priester zu werden?“ Es herrschte Stille. Dieser Frage konnte ich nicht ausweichen. Jetzt musste ich mich der Wahrheit stellen. „Ja, ich denke schon daran.“

Von diesem Moment an wusste ich, dass unsere Freundschaft nicht mehr wie bisher weitergehen würde. Ich stand vor dem Nichts: Das Studium war umsonst, ich ließ den Menschen, den ich am meisten liebte, verletzt zurück und wusste nicht einmal, wie es weitergehen würde.

Aber Gott führte mich. Als ich eine Einladung zu den Einkehrtagen der Familie Mariens in der Slowakei annahm, lernte ich Priester und Studenten kennen, die jenes Ideal lebten, nach dem ich mich im Innersten seit langem gesehnt hatte. Ich hatte meinen Platz gefunden. So flog ich am 28. September 2000 nach Rom und habe es seitdem nie bereut, diesen Schritt getan zu haben, der mich zum Priestertum geführt hat.

*Amen, ich sage euch: Was ihr für einen
meiner geringsten Brüder getan habt,
das habt ihr mir getan.*

Mt 25, 40